

Wirklichkeiten zu verkaufen. Demgegenüber vertrete ich eine Theorie des Flickwerks: Planen lernen heißt lernen, sinnvolles Flickwerk zu machen.

Zum Thema des Gesamtplanes habe ich sieben Gesichtspunkte ausgesucht, nach welchen ich ihn kritisieren. Der Gesamtplan hat eine Philosophie, er hat zweitens eine Ethik, und drittens hat er eine politische Funktion, nämlich Handlungen zu legitimieren. Er hat viertens eine Psychologie, die Psychologie seiner Verfasser, die aus einer ganz bestimmten Gemütsverfassung heraus glauben, daß die Gesamtheit der von ihnen vorgesehenen Maßnahmen zum allgemeinen Glück führe. Sodann gibt es fünftens eine Ästhetik der Gesamtpläne, und sechstens eine Soziologie, nämlich den Prozeß, wie es zu einer solchen kollektiven Beschlußfassung kam, und siebtens gibt es die Sprache des Gesamtplanes, die verwandt ist mit den Siegesmeldungen, die gegeneinander Krieg führende Parteien abgeben.

Die Philosophie des Gesamtplanes ist die Ideologie der sauberen Lösung. Planen wird verstanden als eine Methodik, welche nach dem folgenden Schema vorgeht: Benenne das Ziel, analysiere das Problem, bringe es zu einer Synthese, mache daraus einen Plan, führe ihn aus und kontrolliere seine Wirkung. Dieses ist ein gutes Schema für lösbare Probleme; zweifellos können wir nach dieser Methode eine Brücke über den Fluß bauen. Stadtplanerische Probleme aber sind nicht von dieser Art.

Die Schwierigkeit beginnt gleich zu Anfang: Es ist nicht möglich, am Anfang schon ein Ziel zu nennen; bei der Frage nach der politischen Legitimation kommen wir darauf zurück. Eine Analyse kann nicht durchgeführt werden, weil die Menge der Daten, die dabei gesammelt werden müßte, im voraus nicht benannt werden kann. Wir alle kennen die städtebaulichen Gutachten, die zu

Anfang aus einer sogenannten Analyse bestehen: Es handelt sich gewöhnlich um dieselbe städtische Statistik, die auch auf dem statistischen Amt gestapelt ist. Da sammelt man Daten über Menschen, über Berufswege, deren Bildung, über deren Wohnungen, über die Gebäude, 50 oder 100 Daten pro Kopf. Extrapoliert auf eine Stadt von 100.000 Einwohnern gibt das schon 10 Millionen Informationen.

Wie synthetisiert man 10 Millionen Informationen zu einem Entwurf? – Die Reduktion der gesammelten Daten auf das vermeintlich „Wesentliche“ ist das große Hokuspokus der Planerei. Demgegenüber sind Planung und Ausführung für uns im Moment unproblematisch; das geht die Ingenieure etwas an. Nur noch ein Wort zum letzten Punkt des Schemas, zur Kontrolle:

Ja, wer hat denn schon die Wirkung einer Maßnahme kontrolliert? Darauf kommen wir dann noch zu sprechen bei der Sprache, von der ich sagte, daß sie den Siegesmeldungen geschlagener Armeen gleicht.

Unser zweiter Kritikpunkt ist die Ethik der Gesamtkonzeption, und diese Ethik operiert mit dem Begriff der Verantwortung. Die herrschende Ideologie geht dahin, daß die Verantwortung für Pläne geteilt sei in eine politische und eine technische: Der Techniker macht den Vorschlag und garantiert für die Ausführbarkeit, und der Politiker übernimmt die Verantwortung für die Erreichung des gewünschten Ziels und die Unschädlichkeit der Nebenwirkungen. Ich nehme den üblichen Fall: Die Fahrbahnen einer Straße sind überlastet, der Techniker macht den Vorschlag, die Fahrbahn auf Kosten der Bürgersteige zu verbreitern; die Maßnahme wird technisch richtig durchgeführt, und der Politiker „verantwortet“ sie. Was das so ganz genau heißt, weiß man nicht. Es erinnert an die Situation in einem Operationssaal, die

Ärzte zögern, weil der hereingefahrene Patient sehr geschwächt ist und die Operation vielleicht nicht mehr überstehen wird, und dann sagt plötzlich einer: „Ich übernehme die Verantwortung.“ – Eine ethische Haltung ist aufs engste verbunden mit Verantwortung, Verantwortung aber für Folgen, die andere tragen müssen, ist ein leeres Wort.

Wir kommen zum dritten Punkt, dem der Politik: Die Politik drückt sich aus in den sogenannten Zielen. Ich nenne jetzt ein banales Ziel der Stadtplanung: die Verflüssigung des Verkehrs. Wir denken uns jetzt, wir wohnen an einer Straße, und man sagt uns, das Ziel sei die Verflüssigung des Verkehrs, und das Mittel dafür sei, daß das Haus, in welchem wir leben, abgebrochen wird. Natürlich protestieren wir, aber man sagt uns, das Ziel sei eben höher als die Mittel. Wir sollten jetzt nicht an uns denken, sondern an die vielen Leute, die dann eine Minute früher bei der nächsten roten Ampel sind; und daß wir unsere Wohnung verlieren, sei ein kleineres Opfer, gemessen an dem vielen Glück, das uns ja schließlich auch zugute komme, wenn wir dann aus der Stadt verdrängt seien und zur Arbeit in diese zurückfahren müßten. Denn in das auf der zurückgesetzten Baulinie wieder aufgebaute Haus kommt leider nicht unsere Wohnung zu liegen, sondern vielmehr ein Geschäft.

Dieses bringt uns auf die ketzerische Frage, ob nicht vielleicht dieses das Ziel gewesen sei: Liegenschaften, welche durch bloßes Bewohnen weit unter ihrem Wert genutzt werden, in den Verkehr zu bringen und neu zu bauen. Denn es ist ja sinnlos, daß da Leute wohnen, wo schon längst der „Schweizerische Bankverein“ oder die „Deutsche Bank“ hätten einziehen können. – Was also war hier das Ziel und was das Mittel? Macht hat offen-

bar der, der die Dinge in Ziele und Mittel einteilen kann, wer benennt, welches der Grund und welches nur eine Nebenwirkung einer Maßnahme sei. Wer Opposition machen will, der muß sich zutrauen, das Verhältnis von Mittel und Zielen glaubhaft umzudrehen.

Wir sagten als viertes, der Gesamtplan habe auch eine Psychologie, oder genauer, er entspreche der Psychologie seiner Verfasser. Die Verfasser von Gesamtplänen erliegen dem Zwang, die Welt als verstehbar anzusehen. Da das Objekt ihres Handelns in Realität zu kompliziert ist, handeln sie anhand eines vereinfachten Modells. Das Modell gibt ihnen ein Bild der Wirklichkeit, bei dem ihre Maßnahmen tatsächlich zu den Zielen führen, auf welche sie ausgerichtet sind. Eben dieses restringierte Bild der Welt ist der Plan: und Planer sind es, welche verdrängen, daß sie mit Plänen und nicht mit der Wirklichkeit operieren.

Oftmals lächeln Planer über Laien, die Pläne angeblich nicht lesen können. Dabei sind Pläne zur Beschreibung der Wirklichkeit ein ungeeigneter Code; wenn es nicht möglich ist, den Laien mit Worten zu beschreiben, was auf dem Plan zu sehen ist, so liegt das eben am reduzierten Informationsgehalt der Pläne. Niemals nämlich würden die Laien zustimmen, wenn man ihnen in verständlichen Worten erklären würde, was auf sie zukommt, wenn ein Gesamtplan verwirklicht wird. – „Psychologisch“ nenne ich diesen Vorgang der restringierten Mitteilung deshalb, weil es ein Bedürfnis ist, komplexe Dinge einfacher zu sehen und sie dadurch scheinbar verstehbar zu machen; die Psychologie von Planern ist damit, wie Richard Sennett nachwies, mit der von Halbwüchsigen verwandt. Auch bei diesen hat, im Falle des Mißerfolges, die Modellvorstellung recht und die Wirklichkeit unrecht.

Wir sagten eingangs, der Gesamtplan habe – fünfens – auch eine Ästhetik, und diese Ästhetik hängt mit der Tendenz zur Vereinfachung zusammen. Die Ästhetik des Gesamtplans ist auf eine allgemeine Lesbarkeit der Stadt gerichtet und zerstört damit die tatsächliche Lesbarkeit. Was heißt Lesbarkeit? – Dieses: daß Kinder lernen können, was an einer bestimmten Stelle passiert, was erlaubt ist, was verboten, ob ein Plätzchen öffentlich ist oder privat, und wenn privat, ob genutzt oder wertlos; ob ein Besitzer reklamiert, wenn hier gespielt wird. – Und was ist die Lesbarkeit des Planers: daß alles perfekt aussieht, daß Nutzungsspuren getilgt sind, daß es nutzlose Stellen gar nicht gibt oder daß sie wenigstens begärtnert und in eine hübsche Anlage umgebaut werden.

Wir Städter haben Mühe, in unserer eigenen Stadt die Zerstörung der Lesbarkeit zu beobachten. Gern aber lächeln wir über die Aktion „Unser Dorf soll schöner werden“, die solches auf dem Dorfe tut: nämlich die Ablesbarkeit von Tätigkeiten und Sozialzuständen zuzugärtnern. Genau dasselbe aber passiert in der Stadt: Ich denke jetzt an eine Straße, die in der Weise verbreitert wurde, daß den privaten Anliegern die Vorgärten weggenommen wurden. Um nun die Verschmälerung des Bürgersteigs doch noch ein bißchen zu kaschieren, unterhält die Stadt jetzt auf dem enteigneten Streifen der ehemaligen Vorgärten selbst verkleinerte Vorgärtchen. Aber diese werden natürlich einheitlich gepflegt, das bedeutet, daß die soziale Information, die diese Vorgärten vorher enthalten haben, verschwunden ist. Ich sehe nun nicht mehr, was für Leute in diesem oder jenem Haus wohnen, ob das Mieter sind oder Eigentümer, eine Partei oder mehrere, und was ich da früher aus diesen mehr oder weniger gepflegten oder verwahrlosten, eingezäunten oder zertrampelten Vorgärten entnehmen

konnte. Natürlich kann ich Informationen an den Hausklingeln erforschen; aber das Straßenbild hat sich von einem informationsreichen in ein anonymes gewandelt. Ein kleines Stückchen Lesbarkeit ist im Zuge der Gesamtplanung aufgehoben worden.

Unser sechster Punkt, der eigentlich soziologische der Betrachtung, betrifft die Beschlußfassung. Die Beschlußfassung über Gesamtpläne geschieht in Behörden, also in technischen Planerstäben unter der Leitung sogenannter Politiker, die aber auch Beamte sind. Es gibt eine große Literatur über kollektive Beschlußfassung in hierarchisch organisierten Stäben, diese Literatur allerdings betrifft die Privatwirtschaft. Was im öffentlichen Bereich passiert, ist davon prinzipiell nicht unterschieden, allerdings ist die Erfolgskontrolle eine andere, sie hängt nicht am Geld, sondern an Meinungen. Gemacht werden kann nur, was geht.

„Gehen“ heißt in einer Behörde: Die vorgeschlagene Lösung verletzt keine von einem Kollegen gemachte andere Planung. Die Planung eines Kollegen zu tangieren ist viel schwieriger, als einige Privathäuser zu opfern, wenigstens auf dem Papier.

Eine weitere Frage ist: Können Stäbe überhaupt Alternativen prüfen? Die meisten Alternativen sind nach dem Muster gemacht: Die Minimallösung geht nicht, die Maximallösung geht auch nicht, aber eine mittlere Lösung sollte schon gehen. Stäbe sind also nicht in der Lage, gleichwertige Lösungen zu planen und diese den Entscheidungsberechtigten neutral vorzulegen. Aber selbst wenn sie dieses täten, so wäre die Entscheidung des Vorgesetzten nur scheinbar: Die Wissensgrundlagen, die in die drei Lösungen eingeflossen sind, können ja nicht voll und ganz auf den Entscheidungsberechtigten übertragen werden. Also hilft man ihm bei der Entschei-

„dung ein bißchen nach. – Diese Andeutungen über Beschlußfassungsprozesse sind rudimentär; das Thema verdient in mehreren Beziehungen eine Vertiefung.“

Wir kommen jetzt zu unserem letzten Punkt: zur Sprache der Planung. Sprache ist das Durchsetzungsinstrument für Maßnahmen; alle Herrschaft ist sprachlich. Die Planersprache ist die Sprache des Positiven, sie sagt: Am Schluß werden wir alle glücklich. Die Taktik der Planersprache besteht darin, die Freiheitsgrade da, wo sie vorhanden sind, zu kaschieren und auf jene Stellen hinzuweisen, wo Entscheidungsfreiheit fehlt, und dieses Fehlen als „Sachzwang“ zu bejammern. Damit wird die Planung entpolitisiert: Wo der Planer selber nicht sicher ist, da spielt er durch sprachliche Mittel eine Sicherheit vor, während er da, wo er ohnehin weiß, wie es weitergeht, spielerisch Alternativen benennt und sie dann aber als leider undurchführbar abtut. So dient die Sprache dazu – den Vergleich mit Kriegsmeldungen habe ich eingangs gemacht – uns durch die Erzeugung von Sicherheit in ein Geschehen zu verwickeln, dessen Ausgang so unsicher ist wie, mindestens für eine Partei, die Aussicht auf den Sieg.

Die Zukunft, die nicht kam (1982)

Da liegt doch tatsächlich in meiner Buchhandlung ein Lehrbuch der Stadtplanung von Kurt Leibbrand; und wie ich gerade drauf und dran bin, den Verkäufer zu fragen, wer denn diesen Ladenhüter unter die Sortimentsbücher gemischt habe, schlage ich das Impressum auf: Basel 1980. Leibbrands Plan für Basel datierte aus den fünfziger Jahren; er enthielt die für damals typischen

zwei Ratschläge: die Verbreiterung einiger Innenstadtstraßen zum „Cityring“ und innerhalb dieses Ringes die Verlegung der Straßenbahn unter das Pflaster zwecks „Verflüssigung“ des Automobilverkehrs. Der Plan war so mangelhaft, daß er schon im Jahre 1962 überarbeitet werden mußte, und zwar nicht etwa von seinen Gegnern, sondern von den Befürwortern, die gemerkt hatten, daß er nicht funktionierte. So verbessert, bildete er dann das für die sechziger Jahre übliche Instrument der Stadtzerstörung.

Gehörten die späten fünfziger und frühen sechziger Jahre den Naiven, so die späten sechziger Jahre den Weitsichtigen. So einfach, wie es sich Herr Leibbrand und seine Gehilfen vorgestellt hatten, waren die Dinge in der Tat nicht. Aber wie macht man es denn richtig? Darüber gab es zwei Meinungen, und atemberaubende Planungsschlachten spielten sich ab. In der Emilia Romagna eroberte die kommunistische Partei die Verwaltung einer Großstadt: Bologna. Eine sozialistische Stadt in der kapitalistischen Welt – mußte das nicht eine Musterstadt werden? Die PCI ergriff ihre Chance und setzte den größten Stadtplaner Italiens, Professor Giuseppe Campos-Venuti, als Planungschef von Bologna ein. Die katholische Kirche reagierte auf die Herausforderung, und der bisher unumstrittene König von Bologna, Kardinal Lercaro, tat einen Gegenzug. Er beauftragte den japanischen Stadtplaner Kenzo Tange, gerade eben berühmt geworden durch seinen Greater Tokyo Plan, mit der Planung einer neuen City von Bologna.

Tanges Modell für Bologna war so recht nach dem Geschmack der Weitsichtigen. Anders als Leibbrand und seine Flickschuster gab sich Tange mit der Altstadt gar nicht erst ab. „Das Herz der Großstadt ist eine Klein-